

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 99 (1973)
Heft: 35-36

Artikel: O du schöne, zitatsächliche Schweiz!
Autor: Knobel, Bruno
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-512013>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

O du schöne, zitatsächliche Schweiz!

Vor wenigen Jahren ging ein schreckliches Erschrecken durch Helvetien: Als wir – uns in unserem vermeintlichen Weltansehen sonnend und Zensuren austeilend – feststellen mußten, daß das Ansehen der Schweiz und der Schweizer im Ausland keineswegs so groß ist wie unter Schweizern. Wir stellten brüskiert fest: Unser Imitsch ist futsch. Dabei handelte es sich lediglich um eine Folge der Entwicklung. Denn nichts bleibt konstant. Auch das Ansehen nicht. Im Grunde ging es darum: Wir fühlten uns als Sonderfall – und eines Tages empfand man uns nur noch als sonderbar. Wie kam es dazu?

Ganz am Anfang

gab es in der Schweiz vor allem eines: Berge, und deshalb wohl schrieb Pfarrer Konrad Fäsi 1765: *«Die Eidgenossenschaft ist unstreitig das oberste und am meisten erhöhte Land in ganz Europa.»* Aber die Schweizer glaubten es nicht nur gerne, sondern auch im übertragenen Sinn, und fühlten sich demgemäß erhöht und über andere erhaben – eben als Sonderfall. Dazu kam, daß dem Schweizer gewisse Eigenschaften zugeschrieben wurden, die sich vor allem aus seiner frisierten Geschichte ableiten ließen. Johannes von Müller z. B. schrieb 1786: *«Die Männer von Schwyz haben . . . ein eigenthümliches Feuer für ihre uralte Freiheit und ihre Rechte; in allen Sachen, wo nicht ein Parteihaupt sie irre macht, einen geradezu mannhaften Biedersinn.»* Und Meinrad Inglin zeichnete die trotzige Gottgefälligkeit des Schweizers so: *«Der Papst hat uns mit Bann und Interdikt belegt, unsere Kirchen sind geschlossen, unser geistlicher Herr . . . hat sich gedrückt. Wir brauchen sie nicht . . . Dafür wollen wir jetzt beten.»*

Daraus entwickelte sich schließlich das «typisch Schweizerische», und das ist – nach Peter Dürrenmatt – *«die besondere Einstellung zur Macht, zur Freiheit und zur Gerechtigkeit. Die Schweizer sind als Volk fast nur und fast ausschließlich politisch greifbar.»*

Und Werner Näf ergänzt, (mit dem Wort «Eigenart») bereits deutlich den «Sonderfall» unterstreichend: *«Schweiz und Schweizer von heute sind eigenartig, anders als die Staaten und Menschen unserer Umwelt, insofern der schweizerische Staat in seiner Geschichte eigenartig war und infolgedessen heute ist.»* Samuel Arnold ging schließlich noch einen Schritt weiter und erklärte: *«Es gehört . . . zu unserem Sonderfall, den wir in Gottes Namen akzeptieren*

müssen, ob wir ihn uns als Lorbeerkranz aufs stolze Haupt stülpen oder ob wir ihn wie eine krumme Nase als leider nicht zu verbergenden Schönheitsfehler ansehen . . .»

Damit war fürs erste der Sonderfall verbrieft und verankert.

Der erste Schritt

war also getan: Die Schweiz verstand sich als Sonderfall. Bekräftigt wurde das dadurch, daß Ausländer dies bestätigten, und das war wichtig, denn – wie Peter Bichsel schrieb –: *«Wir haben uns angewöhnt, die Schweiz mit den Augen unserer Touristen zu sehen . . . Wir leben in der Legende, die man von uns gemacht hat . . .»* Und Nikolai Terlecký meinte ja auch: *«Sagen Sie bitte nicht, die Schweiz sei ein Land wie jedes andere . . . Wenn die Schweizer ein so außergewöhnliches Land bewohnen, dann dürfen wir wohl daraus schließen, daß auch sie selber höchst außergewöhnlich sind. Und das sind sie in der Tat . . .»* Dagmar Petroútkova sekundierte, wenn auch etwas maliziös: *«Wir wissen nicht sicher, ob Wilhelm Tell nur in der Sage oder lebhaftig gelebt hat, aber wir wissen ganz sicher, daß er ein Schweizer war. Seinesgleichen sind die Schweizer auch geblieben: Starrköpfe und Ketzer, natürlich ohne Unterschied der Konfession.»*

Auch John Ruskin schloß von der eingangs erwähnten Besonderheit der Berge auf die Tugend seiner Bewohner: *«Berge scheinen dafür geschaffen worden zu sein, um uns die Vollkommenheit der Schönheit zu zeigen»* – *«Die Schweizer verstehen nicht so viel von Schönheit und Bildung. Dafür haben sie eine ganz schwache Ahnung von Tugend.»* Mendelssohn ging 1831 sogar so weit, jene Touristen in der Schweiz, welche die Besonderheit unseres Landes nur gering achteten, zu tadeln: *«Wenn ich aber die Leute sehe, wie sie durch die Schweiz laufen und daran ebensowenig Besonderes finden wie in allem andern außer sich . . . – ich möchte sie manchmal prügeln . . .»* Und Hugo Ball erklärte feierlich und unzweideutig: *«Die Idee des natürlichen Paradieses – nur in der Schweiz hat sie geboren werden können . . .»*

Der Fehler

Und in dieser Phase machte der Schweizer einen Fehler: Er glaubte nicht nur an diese Beweihräucherungen, sondern er begann, jene anderen, die nicht so sonderfallmäßig waren wie er, zu kritisieren. Das hatte seine Folgen: Man reagierte in der Welt sauer. Graf Hermann Keyserling zum Bei-

spiel schimpfte: *«Es gibt heute keine schlimmeren Pharisäer auf Erden als den . . . Schweizer. Man lese nur, wie die Schweizer Zeitungen allen Völkern von selbstverständlich eingenommener höherer Tribüne aus Lektionen erteilen . . .»*

Etwas sachlicher urteilte der Amerikaner Walter Sorell: *«Internationale Anerkennung bedeutet noch lange nicht, daß man die Schweizer auch liebt. Im Gegenteil, denn man liebt den Klassenersten nicht, . . . man hegt seine Zweifel und ist neidisch auf Wege und Mittel, mit denen er seinen Status von Efficiency und Ranghöhe aufrechterhält. Man sucht sogleich nach seinen Schwächen und übertreibt sie. Es ist beruhigend, nach allem zu erfahren, daß er doch nicht vollkommen ist. Und die Schweizer als Volk sind auch nicht vollkommen.»*

Der Deutsche Walter von Cube sagte es schlichter, nämlich so: *«Die Schweiz ist ein glückliches Land. Aber seine Bewohner gelten nicht als die glücklichen, sondern als die tüchtigen Schweizer. . . .»*

Und in der Welt machte folgende Anekdote die Runde:

Gott fragte den allerersten Schweizer: *«Was möchtest Du am liebsten?»*

«Berge», sagte der Schweizer. – Gott schuf die Berge und fragte weiter: *«Und was willst Du jetzt noch?»*

«Wiesen und Kühe, und die Kühe sollen viel Milch geben.»

Gott schuf also Wiesen und Kühe und fragte:

«Ist die Milch gut?»

«Ja Herr, koste nur selber.»

Gott trank ein Glas und sagte: *«Sie ist gut»* und fragte weiter: *«Willst Du noch etwas?»*

«Ja», sagte der Schweizer: *«einen Franken zwanzig für die Milch!»*

Worauf man es auch in der Schweiz zu merken begann – wie immer von Seiten unserer Schriftsteller zuerst. Max Frisch sagte, betont ironisch, in «Andorra» (womit er die Schweiz meint):

«Eins könnt ihr mir glauben: in der ganzen Welt gibt es kein Volk, das in der ganzen Welt so beliebt ist wie wir. Das ist eine Tatsache . . . Beliebt ist kein Ausdruck. Ich habe Leute getroffen, die keine Ahnung haben, wo Andorra liegt, aber jedes Kind in der Welt weiß, daß Andorra ein Hort ist, ein Hort des Friedens und der Freiheit und der Menschenrechte . . .»

Grobes Geschütz

Kurz und gut: Der Schweizer merkte, daß der Umstand, daß es ihm – verdienter- oder unverdientermaßen – gut ging, noch

kein hinreichender Grund ist für die Umwelt, ihn rückhaltlos zu bewundern.

Als aber die «Weltwoche» bei ihren Korrespondenten in etwa einem Dutzend Länder eine Umfrage machte, welche ergab, daß alle in der Auffassung übereinstimmten, der Schweizer gelte als langweilig, als ein Volk mit engem Horizont, da war man doch schmerzlich bestürzt – und wurde hellhörig. Die Gestalt des vorbildlichen Schweizers auf hohem Piedestal geriet auch in der eigenen Vorstellung ins Wanken. Man begann kritische Stimmen aus dem Ausland ernster zu nehmen, denn – wie Herbert Lüthy sagte –:

«Die treffendsten Familienportraits sind selten das Werk der Familienmitglieder selbst. Es sollte vielleicht einer nicht Schweizer sein, um ein gutes Bild der Schweiz zu zeichnen.»

Und sie zeichneten. Etwa Felix Mendelssohn: «Sie (die Schweizer Presse) ist eigentlich widrig, und man hat wenig Freude daran. Der Stil erinnert an einen Schweizer Knüppeldamm, so löcherig, holperig und lose zusammengesetzt. Und gar der Ton, der da herrscht! Er erinnert an Butter, Käse und Kühe, pour ne pas dire Ochsen! Von derartigen Grobheiten hat man anderswo gar keine Idee: Hätten die Zeitungen Ehre im Leibe, so müßten sie sich miteinander schießen; denn eine droht der andern mit Prügel, nennt sie lügenhaft niederträchtig und sagt ihr alle möglichen Süßigkeiten der Art; die andere antwortet auf demselben Ton, eine dritte druckt den Streit ab und begleitet ihn mit noch gröberen Noten . . .»

Und R. A. Langford, mit englischem understatement, meinte: «Der Schweizer ist gesellschaftlich wenig anpassungsfähig und erweist sich, wie man auf englisch sagt, als not a good mixer. Kurz, er hat zu wenig gesellschaftlichen Ehrgeiz, um ein guter Heuchler zu sein.» Während Henry Miller philosophierte: «Um ehrlich zu sein, es war eine hübsche, ordentliche, blühende und leichtlebige Welt, jedermann voller Humor, gütig, freundlich, duldsam. Und doch schwebte ein Geruch von Fäulnis darüber; der Geruch von Stagnation . . . Alles, woran sie interessiert waren, war, auf welcher Seite ihr Brot mit Butter bestrichen ist. Sie konnten kein Brot backen, aber sie konnten es mit Butter bestreichen . . .»

Die «Nestbeschmutzer»

Es gab stets auch Schweizer, welche die Schweizer kritisch beurteilten. Sie liefen Gefahr, als Nestbeschmutzer zu gelten. Und Nestbeschmutzer gab es auch tatsächlich. Etwa wie jener Dominik Müller, der nicht nur den tausendjährigen Anstreicher anbetete, sondern auch dessen Nachbeter (wie etwa Knut Hamsun: « . . . das kleine Scheißvolk in den Alpen . . .») und einmal reimte: «Auf der Weltgeschichte Höhe sind wir Schweizer Gletscherflöhe.»

Aber im großen ganzen war des Schweizer Selbstkritik recht objektiv. Friedrich Dürrenmatt: «Der Schweizer verträgt an sich in dem, was er treibt, keinen Spaß, alles gerät ihm leicht ins Feierliche, Biedere . . . Die Musen haben bei ihm nichts zu lachen, sondern seiner Forderung nach solider Qualität zu entsprechen und ewig zu halten. Wer im schweizerischen Alltag steckt, braucht seine Ordnung, die Ideale nimmt er zwar im Schein der Leselampe gern zur Kenntnis, im Amt oder im Geschäft jedoch kommen sie ihm nicht ganz zu Unrecht deplaziert vor . . .»

Peter Bichsel: «Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß die alten Eidgenossen idealere Gestalten waren als mein Nachbar und ich.»

Oder Dieter Fringeli mit seinem Rat, etwas weniger große Sprüche zu machen, weniger Gemeinplätze zu äußern und das Wort vermehrt beim Wort zu nehmen: «Oep de dra glaubsch oder nitt: Du muesch dra glaubä. Chasch gää un nää so vill ass de witt: Zletscht gitts di un nimmts di denn glych.»

Dazu auch Carl Spitteler:

«Man nennt uns wohl »nüchterne Schweizer«. Wenn wir aber schreiben, sind wir eher »bombastische Schweizer«. Wir werfen uns in die Festrednerbrust. Da aber der Dilettant in demselben Augenblick, da er sich patriotisch oder moralisch aufschwellt, sich gleichzeitig seiner stilistischen Unbeholfenheit bewußt ist, so bedient er sich, um uns pompös zu kommen, alibewährter, niemals veragender Mittel, mit andern Worten: der Gemeinplätze . . .»

Oder Kurt Marti, der meint, die ältere Generation, die nicht dank eigenen Verdienstes aus weltumfassenden Scherbenberichten mehr oder weniger unbeschadet hervorging, müsse die Angst gelehrt werden. «Mir hei e kei Angscht. Will me für Angscht chönne z'ha kei Angscht vor dr Angscht dörfti ha. Mir hei e kei Angscht.»

Und nochmals Friedrich Dürrenmatt: «Die negativste Eigenschaft des Schweizers ist, daß er sich so positiv vorkommt.»

Man spürt deutlich, die Schweiz als Sonderfall wurde entschieden in Frage gestellt. Auch etwa durch Dr. Konrad Farner: « . . . es gibt einen Sonderfall Schweiz, allerdings nicht in dem Sinne, wie es die meisten Schweizer meinen. Wir sind heute zu einem Wohlstandsland par excellence geworden . . . Obwohl eines der Länder mit dem höchsten Pro-Kopf-Einkommen der Welt, sind wir menschlich arm geblieben. Eine Mehrheit von vermaterialisierten und saturierten Bürgern sieht ihre höchste Pflicht in der Erhaltung des Bestehenden.»

Und das Ergebnis: «Die 1.-August-Schweiz» bangte um ihr Idyll. Sie verwahrte sich in bitterer Entrüstung gegen das »spitze Gekläffe« einiger Unzufriedener, gegen die »billigen Schmährufe« dieser Widerborstigen. Sie unterstellte den mißliebigen »Meckerern»,

daß sie ihr eigenes Unvermögen, ihr eigenes Malaise in den Staat projizierten.» (Jürg Tobler)

Das Malaise

Der Umstand, daß wir Schweizer nicht nur von Ausländern, sondern auch von Mit-eidgenossen und sogar von unseren Dichtern kritisch beurteilt werden, ist gewiß für manchen Patrioten erschreckend, selbst wenn diese Kritiker – wie etwa Peter Bichsel – von sich sagen: «Ich habe prinzipielles Vertrauen in den Staat und anerkenne ihn als die legitime Organisation unserer Gesellschaft. Deshalb interessiere ich mich für ihn, und deshalb komme ich wohl ab und zu in den Verdacht, ein Staatsfeind zu sein.»

Oder wenn Hans Morgenthaler feststellt: «Jedem Schweizer geht's gut und darum schlecht.»

Aber gerade solche Feststellungen erhöhen noch das Malaise, was eigentlich nicht sein sollte, schon deshalb nicht, weil wir dazu neigen, das sogenannte Malaise zur Mode zu kultivieren, wie G. A. Chevallaz antönte, als er schrieb: «Die Damen der Romantik hatten ihre Grillen. Ihre Blässe zeugte von einem Zustand matten Dahinschmachtens. Es gehörte bei den Anlässen der Gesellschaft durchaus zum guten Ton, sich nicht wohl zu fühlen . . . Unsere politische Modeströmung ist das Malaise, vom Graben zwischen Deutsch und Welsch bis zum Milchpreis, vom Tessin über den Jura bis zur Diensterweigerung aus Gewissensgründen, der Geburtenregelung, der Montbéliard-Viehrasse, den Mirages und der Konjunkturdämpfung kultiviert jeder sein Malaise, begießt es mit seinen Tränen, auf daß es gedeihe, und durchtränkt sich dabei selbst mit Bitterkeit . . .»

Kurzum: Wir sollten etwas glücklicher sein mit dem, was wir sind und was wir haben, ob wir nun ein Sonderfall sind oder nicht. Und wir sollten nicht stets gleich übelnehmen, wenn man uns vom Denkmalsockel herabholt und uns das Statut des Sonderfalles abspricht. Dem Ausländer ist mit den Worten von G. P. Tozzoli zu sagen: «Wer die Schweiz liebt und bewundert, sollte sich vor zwei Dingen hüten: falsche Lehren aus ihren Institutionen zu ziehen oder sie als verwünschtes Land anzusehen, das für alle Zeiten so bleiben muß, wie es ist.»

Und dem Schweizer gehört die etwas nüchterne, aber ehrliche Feststellung von Adolf Guggenbühl ins Stammbuch geschrieben: «Es zeigt sich, daß die Schweizer weder besser noch schlechter sind als die Angehörigen anderer Nationen, wohl aber in vielen Beziehungen anders.» Und Carl Spittelers Schweizer Standpunkt: «Die patriotischen Phantasien von einer vorbildlichen (oder scheidrichterlichen) Mission der Schweiz bitte möglichst leise! Ehe wir andern Völkern zum Vorbild dienen könnten, müßten wir erst unsere eigenen Aufgaben muster-gültig lösen.»